

Reaktionen auf die 12 Thesen

Detlef Müller-Böling
Gütersloh

Wenn ich die Spielregeln recht verstehe, hat man mich zu dieser Disputation als „Gallus“ eingeladen, als Streithahn. Ich will diesen Part gern spielen. Allerdings möchte ich zuvor sagen, dass ich meine, Sie können stolz darauf sein, einer Reformuniversität anzugehören, die sich

über viele Jahrhunderte der Wahrheitssuche verpflichtet hat, der Integration, dem wissenschaftlichen Anspruch, der Werthaltigkeit von Wissenschaft und diese bewahrt hat, auch wenn das in der Geschichte naturgemäß nicht immer ganz einfach gewesen ist.

Schwer ist es auch, denke ich, die Bezeichnung „Reformuniversität“ zu bewahren und immer wieder erneut sich diese Bezeichnung zu verdienen. Damit bin ich bei einer meiner Grundaussagen, die alle Thesen, die ich jetzt aufstellen werde, implizit durchziehen wird: Reform ist kein ewiges Epiteton, das man sich anstecken kann. Es muss immer wieder erarbeitet werden. Und genau so ist es mit dem Anspruch der Universität, wissenschaftliches Niveau zu produzieren, die Einheit von Forschung und Lehre zu repräsentieren. Dieser Anspruch ist kein auf immer und ewig definiertes Gut. Er ist nicht etwas, was man in einer Grundordnung, in einer Gründungsurkunde übermittelt bekommen kann. Sondern er ist etwas, was sich alle Akteure, Studierende wie Lehrende, jeden Tag neu verdienen müssen.

Ich stimme den drei allgemeinen Strukturaussagen zu, die Reinhard Kreckel seinen Thesen vorangestellt hat: Wir stehen heute in einem Prozess der allgemeinen Akademisierung, nicht nur in unserem Land, sondern weltweit in den Industrieländern, in den Schwellenländern genau so. Wir sind unterfinanziert. Und wir stehen vor der Herausforderung der Internationalisierung. Aber ich füge hinzu, es gibt noch zwei andere Punkte, die ganz wesentlich dafür sind, dass wir uns bewegen müssen: Einer hängt mit der Finanzierung zusammen. Es ist nicht mehr so wie in frühe-

ren Zeiten, als es ein grundlegendes Vertrauen in die Leistungen der Universitäten gegeben hat und damit auch einen selbstverständlichen Anspruch auf die Alimentierung der Gelehrten innerhalb der Universität. Die Gesellschaft fragt heute, was wir mit unserem Geld machen. Es gibt eine grundlegende Vertrauenskrise gegenüber den Hochschulen. Wir müssen sehr viel mehr als in der Vergangenheit begründen, warum es uns eigentlich gibt, welche Bedeutung wir für die Gesellschaft haben. Das fällt uns in einigen Disziplinen leichter als in anderen.

Der zweite Punkt, den ich zu den Strukturtatsachen hinzufügen möchte, ist die Frage der Interdisziplinarität. Viel mehr als in früheren Jahrzehnten ist wissenschaftlicher Fortschritt nur noch an den Rändern der Disziplinen, zwischen den Disziplinen, in der Gemeinschaft der Disziplinen erarbeitbar. Hierfür müssen wir Strukturen finden, um auch als Universitäten den neuen Herausforderungen gerecht zu werden.

Die Antwort ist nicht, wie in Kreckels These 2 nach meiner Auffassung fälschlicherweise gesagt wird, dass es „Volluniversitäten“, „Schwerpunktuniversitäten“ und „Fachhochschulen“ gibt. Mir ist völlig unklar, ob Herr Kreckel hier wieder den Streit vom Ende des 19. / Anfang des 20. Jahrhunderts zwischen Universitäten und Technischen Hochschulen herauf beschwören will. Damals sind die Technischen Hochschulen von oben herab betrachtet worden. Sie durften sich nicht Universitäten nennen, sondern nur Technische Hochschulen. Sie durften keinen Doctor honoris causa vergeben, sondern nur einen „Doktor ehrenhalber“. Das setzt sich bis heute fort. Mittlerweile sind sie aber auch anerkannte Universitäten. Ihre Disziplinen finden sich in der sogenannten „Volluniversität“ gar nicht. Die Volluniversität ist eigentlich auch nur eine Teiluniversität.

Ich empfinde es darüber hinaus als despektierlich gegenüber den anderen Universitäten, von einer Volluniversität zu sprechen. Die anderen sind dann nur Halb- oder Teiluniversitäten? Ich kann das nicht nachvollziehen. Auch die in These 2 bezeichneten „Volluniversitäten“ müssen sich fragen, wo sie ihre Schwerpunkte setzen, welche Fächer sie absolut oder in Relation zu den anderen Fächern in der Universität ausbauen wollen, ob sie zur Biologie eine Informatik dazu nehmen und dann eine Bioinformatik, ob sie in der Gentechnologie die Schwerpunkte setzen wollen etc. Und Sie können diese Fragestellungen auf die Geisteswissenschaften genauso beziehen. Insofern kann ich diese Unterscheidung zwischen Volluniversität, Schwerpunktuniversität und Fachhochschule in keiner Weise nachvollziehen.

Ich meine statt dessen, es muss sehr viel mehr dafür gesorgt werden, dass es in der Voll-, in der Teil- oder ich weiß nicht in was für einer Universität zu einer Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen kommt. Das bedeutet, dass wir ganz andere innere Strukturen brauchen als wir sie augenblicklich haben. Die Fakultäten versäulen die Sache. Wir brauchen Schwerpunktdefinitionen in der Forschung innerhalb der Hochschule. Wir brauchen sozusagen Sonderforschungsbereiche innerhalb der Hochschule, die nicht mehr nur von außen definiert sind, sondern mit dem normalen Haushalt finanziert werden. Und wir brauchen Überschreitungen der Grenzen in den Studiengängen. Das erfordert auch andere Strukturen in der Lehre: Das heißt, die Hochschule wäre dann einerseits nach Studiengängen organisiert, gleichzeitig – und nicht unbedingt deckungsgleich – auch nach Forschungszusammenhängen. Das bedeutet aber nicht, dass man dann noch in einer Fakultät organisiert ist. Das ist die eigentliche Herausforderung.

Richtig ist, wie in These 4 ausgemacht, dass wir einem bestimmten grundlegenden Bildungsideal nacheifern sollten, das dem Humboldt'schen Bildungsideal entspricht – allerdings doch nicht nur für die Volluniversität, also für die geisteswissenschaftlichen/naturwissenschaftlichen Universitäten. Sondern das gilt für andere auch. Ich will es anders zuspitzen: Das Humboldt'sche Bildungsideal sollte handlungsleitend für einen wesentlichen Teil des Hochschulsystems sein, keineswegs unbedingt für alle Teile des Hochschulsystems. Wenn wir die Realität augenblicklich betrachten, dann stellen wir fest, dass 25 von 80 Universitäten in Deutschland 75 Prozent der DFG-Mittel einstecken. Die Realität sieht also bereits heute so aus, dass wir Forschungsuniversitäten und Lehruniversitäten haben oder, ich will der Wahrheit näher kommen, Forschungsfakultäten und Lehrfakultäten, die ihre Schwerpunkte unterschiedlich setzen.

Dass unser Hochschulsystem einer umgekehrten Pyramide gleicht, 2/3 Studierende an den Unis, 1/3 an den Fachhochschulen, hat mit einer Versäulung unseres Denkens zu tun, allerdings nicht mit der Realität, weil nämlich an den Universitäten sehr wohl auch praxisorientierte Ausbildung betrieben wird. Was ist denn eine Mediziner Ausbildung? Was ist denn eine Lehrerausbildung? Was ist denn eine Juristenausbildung?

Immer ist es schon so gewesen. Und die Fürsten haben gerade deswegen Universitäten gegründet, um qualifizierte Beamte zu haben. Von daher müsste die These 5 sogar noch schärfer gefasst werden: Die funktionale Differenzierung zwischen Fachhochschule und Universitäten ist

nicht nur unvollkommen vollzogen worden, sondern sie funktioniert überhaupt nicht. Die Eingrenzung einmal in jemanden, der praxisorientiert, und einen anderen, der theorieorientiert lehren soll, und in einen, der nur Grundlagenforschung betreibt, und einen anderen, der anwendungsorientiert forschen soll, funktioniert nicht. Ich kann keine Unterscheidung mehr zwischen anwendungsorientierter und Grundlagenforschung treffen heutzutage. Wir befinden uns in einer anderen Welt, in der die Kette von Grundlagenforschung zu anwendungsorientierter Forschung und dann Praxisumsetzung nicht mehr gilt. Sondern wir haben vielfältige Verknüpfungen. Gerade aus der Praxis heraus werden die richtigen Fragen gestellt und dann mit der Praxis zusammen wissenschaftlicher Fortschritt erzielt. Insofern können wir auch nicht den echten Universitäten die Aufgabe der Elitenbildung auf der einen Seite und der Grundlagenforschung auf der anderen Seite zuordnen. Das ist viel zu kurz gesprungen, da ist These 6 zuzustimmen.

Der Übergang von der funktionalen zur vertikalen Differenzierung durch Verwettbewerblichung wäre eine gefährliche Alternative, so behauptet These 7. Es stimmt, dass die funktionale Differenzierung den Wettbewerb erschwert. Warum aber gleich „Verdrängungswettbewerb“? Ich weiß eigentlich gar nicht, wer hier verdrängt wird. Es stimmt auch nicht so einfach, dass die funktionale Differenzierung Kräfte schon, das Gegenteil ist der Fall. Die Versäulung in unserem bisherigen System hat zu schrecklichen Machtkämpfen geführt, die pausenlos wieder auftauchen. Die Fachhochschulen haben die ihnen zugewiesene Rolle nie akzeptiert. Man hat Dämme aufgeschichtet, gegen die sie seit ihrer Gründung anrennen. Egal, welches Thema hochkommt, ob Dienstrechtsreform, ob Bachelor-Master, ob Eingangsbesoldung öffentlicher Dienst – sofort haben wir wieder dieses Problem mit den Säulen oder mit den Schubladen, die wir aufgerichtet haben. Da ist ein unglaublicher Machtkampf pausenlos im Gange. Ich würde mir wünschen, dass die Kraft, die dort, ich sag es offen, vergeudet wird, in wissenschaftliche Exzellenz umgesetzt wird im Rahmen eines Wettbewerbs.

Entscheidend ist nicht, was wir vorher hinein definiert haben, sondern was an Ergebnissen herauskommt. Danach entscheidet sich, ob das eine Forschungsuniversität ist oder eine Forschungsfakultät mit höchstem Anspruch, mit wissenschaftlicher Exzellenz oder nicht. Das kann man heutzutage sehr gut empirisch erheben in verschiedensten Verfahren – nicht zuletzt durch Rankings. Insbesondere das, was wir im CHE mit dem

„Stern“ zusammen herausgeben, drückt das aus. Denn ich halte die in These 8 weiter aufrecht erhaltene Differenzierung zwischen theorie- und anwendungsorientierten Bachelor- und Masterstudiengängen für die eine oder für die andere Seite einfach für illusorisch. Das hat die KMK am 5. März 1999 zwar in dieser Form beschlossen, aber die Realität ist längst über diesen Beschluss hinweg gegangen. Hier werden jetzt Bachelor- und Masterstudiengänge ausgerichtet, wie immer jemand will. Das Hochschulrahmengesetz 1998 ist die eigentliche Befreiung für die deutschen Hochschulen gewesen. Innerhalb von kürzester Zeit waren – der Bundespräsident Herzog hatte das Gesetz noch gar nicht unterschrieben – bereits 300 Bachelor- und Masterstudiengänge eingerichtet. Jetzt sind es über 1.000. In diesem Sinne entsteht ein Wettbewerb, und dadurch entsteht meines Erachtens auch Leistung.

Zur Frage der Gleichheitsfiktion, die laut These 9 „zur Qualitätssicherung beiträgt“, will ich nur sagen: Die Gleichheitsfiktion sichert eine ganz bestimmte Art von Qualität, nämlich Mittelmaß auf international gutem Niveau. Aber wir müssen, wenn wir über die Differenzierung im Hochschulsystem sprechen, sehr viel mehr von zwei unterschiedlichen Arten der Qualitätsdifferenzierung sprechen: einmal von einer vertikalen, also besser oder schlechter, höherwertiger oder minderwertiger; zum anderen aber auch von einer horizontalen Andersartigkeit. Das ist das, was wir augenblicklich offiziell verkünden, dass die Universitäten andersartig sind als die Fachhochschulen oder umgekehrt. Im Hinterkopf haben aber alle immer: Die sind eigentlich besser oder schlechter. Und auch das zieht sich teilweise durch das Thesenpapier, wenn gesagt wird, die müssen von der einen in die andere Seite wechseln können.

Ich stimme voll mit der These 10 überein, dass vor revolutionärer Ungeduld gewarnt wird. Das Centrum für Hochschulentwicklung heißt eben Centrum für Hochschul*entwicklung*, und nicht für Hochschul*revolution*. Natürlich muss aus der Vergangenheit heraus entwickelt werden. Wenn so viel von „Amerikanisierung“ des deutschen Hochschulsystems geredet wird, ist das alles totaler Mumpitz. Wir müssen, natürlich unter Berücksichtigung derjenigen, die um uns herum sind, unsere eigene Stärke weiterentwickeln. Das ist völlig klar. Wir müssen uns aber auch davon lösen, dass jede Reform für die Ewigkeit gemacht ist. Wir müssen erkennen, dass wir Reformen auch nachbessern können. Ein bisschen mehr Revoluzzergeist wäre schon mal angebracht, natürlich mit Sinn und Verstand eingesetzt. Das kann nicht schaden, wobei ich viel optimisti-

scher bin als die Thesen von Reinhard Kreckel. Es gibt doch mittlerweile bereits eine Vielzahl von Hochschulen in Deutschland, die das angepackt haben, auf ganz unterschiedliche Art und Weise, die sowohl Strukturreformen innerhalb ihrer Hochschule als auch inhaltliche Reformen im Hinblick auf die Zusammensetzung der Fächer, Auflösung von Fakultäten, Departments, Matrixstrukturen, mehr Interdisziplinarität einrichten. Ich setze sehr auf den kreativen Geist aus den Hochschulen heraus, die dieses Epiteton „Reformhochschule“ verdienen. Es gibt sie. Das schafft natürlich auch eine neue Form von Wettbewerb.

Ich stimme auch mit der letzten These überein, dass wir einen Grundkonsens haben müssen darüber, wie dieses Hochschulsystem aussehen soll. Allerdings denke ich, dass ein allgemein akzeptiertes und völlig konzertiertes System in einer Gesellschaft eine absolute Fiktion ist. Wir brauchen ein Leitbild, das aber genügend Vielfalt ermöglicht. Ich habe das als die „entfesselte Hochschule“ bezeichnet. Wenn wissenschaftlich auf der einen Seite und wirtschaftlich auf der anderen Seite gearbeitet wird, wenn autonom und profiliert vorgegangen wird, wenn Internationalität eine große Rolle spielt, Wettbewerbsfähigkeit und zuletzt auch Virtualität, dann sind wir auf dem richtigen Weg.